

Essay zu Thema 1:

Die Betrachtung des Todes verändert das Leben.

(André Glucksmann: Wut eines Kindes, Zorn eines Lebens. Erinnerungen, S. 235)

Sterben? Wann anders.

Die Hauptaufgabe, der ich mich in meinem Essay widmen will, ist die Bedeutung des Erkennens der eigenen Endlichkeit: einerseits, wie es zu diesem Erkennen kommt, andererseits, was wir schließlich mit dieser Erkenntnis tun, wie wir sie in unser Weltbild integrieren.

Wie also wird sich jeder Einzelne seines eigenen, unvermeidlich anstehenden Todes bewusst? Es verlangt, denke ich, nicht nur ein gewisses Quantum Intelligenz, sondern auch Lebenserfahrung.

Ein Kind begreift den Tod generell nicht. Zuerst fehlt ihm die Sprachkompetenz, das Wort „Tod“ dem entsprechenden Ereignis zuzuordnen. Dann wiederum kann es sich unter diesem Ereignis nichts Konkretes vorstellen. Nehmen wir an, der geliebte Hamster „Goldi“ dieses Kindes stirbt, als jenes fünf Jahre alt ist – seine erste Erfahrung mit dem Tod. Diese sieht folgendermaßen aus: Goldi springt nicht mehr heiter in seinem Käfig umher, sondern liegt eines Morgens reglos da. Weder reagiert er auf Spielversuche, noch auf Streicheleinheiten. Aber Goldi braucht auch nichts mehr: das Futter lässt er unberührt liegen, obwohl er sich doch sonst immer gierig auf es gestürzt hat. Selbst die Hamsterdame, mit der er zusammengelebt hat, interessiert ihn nicht mehr. Auf die Frage hin, was man denn nun mit Goldi machen sollte, antwortet die Mutter seufzend, sie werde ihn wohl „wegbringen“ müssen. Ob sie ihn nun die Toilette hinunterspült, in den Mülleimer wirft oder das Kind mit lautstarkem Geplärr zumindest eine dem Hamster würdige Gartenbestattung erreichen wird, sei dahingestellt. Goldi ist nicht mehr da: nicht mehr das geliebte Hamsterseelchen, nicht mehr der mit ockerfarbenem Fell bedeckte kleine Körper.

Tod bedeutet also, nach und nach aus dem Leben zu verschwinden. Asche zu Asche, Staub zu Staub. Auf irgendeine Weise ist also auch Goldi bald verschwunden, als hätte es ihn nie gegeben.

Nun liegt der Schluss nahe, dass es nicht nur Haustieren so ergeht. „Mama, stirbst du auch einmal? Und der Papa, stirbt der auch? Und die Oma, der Opa, die Tante ...?“ Nun sehen sich die Eltern mit einer Frage konfrontiert, auf die sie nur mit einem Ja antworten können, und dieses Ja wird auch ihnen vielleicht einen kleinen Stich ins Herz versetzen: sie wollen ihr Kind nicht beunruhigen, es enttäuschen, traurig stimmen. Das Wissen um den Tod geliebter Mitmenschen (und Tiere) ist also allgemein ein trauriges.

Das Kind sieht seine Mutter eindringlich an. Schlimm, denkt es sich. So schlimm, dass es sich das Ausmaß dieser Furchtbarkeit gar nicht richtig vorstellen kann. Auf einmal durchzuckt ein Gedanke sein Hirn. „Muss ich auch sterben?“, fragt es, deutlich leiser. Sollte den Eltern ihr erstes Ja bereits schwer gefallen sein, wird ihnen dieses beim Anblick der längst feuchten Augen ihres Sprosses noch wesentlich schwerer fallen.

Aber ja. Auch fünfjährige Kinder werden einmal sterben.

Die Aussage, mit seinem Tod sei nicht so bald zu rechnen, tröstet das Kind vielleicht. Es wird sich erstmals seiner Zeit bewusst, die ihm hier auf Erden gewährt ist: es muss sie nutzen, jeden Tag – eine schon fast wieder philosophische Aufgabe, mit der sich dieser fünfjährige Knirps noch nicht als solche auseinandersetzen wird. Der Grundstein zumindest ist gelegt.

Aber halt – das hieße ja, der Opa stirbt sicher als nächster. Dann die Oma, der Papa, die Mama. Wenn das Alter damit etwas zu tun hat, ist es fatal! Werden die Eltern ihrem Kind nun

auch noch erklären, dass Krankheiten, Unfälle oder der Gott sei Dank nicht sehr häufige Fall eines Verbrechens ein Leben noch viel unvermittelter beenden können? Was soll es denn mit diesem Wissen tun: sich jeden Tag fürchten, wenn es auf die Straße geht, den Papa und die Mama im Haus festhalten, damit sie keinen Autounfall haben können?

Nun wird eine Auseinandersetzung mit dem Thema zwingend. Wir alle *wissen*, was uns theoretisch jeden Tag passieren könnte: unzählige Gefahren lauern. Aber verbringen wir unser Leben daher stets in Furcht? Nein. Denn insgeheim glaubt doch jeder an die eigene Unsterblichkeit, wie Freud einmal sagte.

Der Tod muss erst *real* für uns werden, damit er unser Leben wirklich beeinflusst. Der Top-Manager, der seinem Beruf nicht nur nachgeht, sondern ihn lebt, der viel Geld auf seinem Konto und gerade ein Auge auf einen Porsche beim Autohändler seines Vertrauens geworfen hat, denkt nicht, dass er nächste Woche vielleicht im Rollstuhl sitzt und das Auto bei seiner Lieferung bereits nicht mehr fahren kann. Oder dass er vielleicht die Lieferung gar nicht mehr erlebt, weil er auf der Fahrt zu einem Meeting morgen tödlich verunglückt. Wieso auch? Heute scheint die Sonne, seine beiden Beine funktionieren einwandfrei, seine Arme, die Hände, sein *Kopf* (generell ist er sich all dieser Fähigkeiten nicht bewusst). Das Leben jedenfalls ist schön. Sterben? Keine Zeit. Mein Terminplan ist voll.

Der eigenen Endlichkeit ins Auge zu sehen hat, meine ich, *eine* besonders wichtige Bedeutung: man beginnt, seine Zeit besser zu nutzen. Aber nutzt der Top-Manager seine Zeit denn nicht? Hier muss man differenzieren zwischen *erfüllter* und *angefüllter* Zeit. Sicherlich ist sein Terminplan dicht gedrängt für die nächsten dreißig Jahre. Aber vielleicht kommt dann, wenn der Tod für ihn schleichend langsam immer wirklicher zu werden beginnt, die ernüchternde Frage auf: Wann habe ich eigentlich *gelebt*?

Zeit ist Geld. Der Manager wird nicken, sagt man ihm das. Ich tue das nicht. Wir haben nur dies eine Leben – sage ich, frei von religiösen Vorstellungen über das Jenseits oder Wiedergeburt, obwohl ich dieser Aussage mit gewissen Vorbehalten gegenüberstehe, denn der Manager ist sicherlich auch meiner Meinung. Er füllt sein Leben bis obenhin mit wichtigen Treffen, Abendessen in feinen Restaurants zu Berufszwecken – all dies wird ihn beruflich weiterbringen und das ist schließlich seines Lebens Ziel. Auch ich habe nur dieses eine Leben (sollte es tatsächlich noch weitere geben, werde ich für sie sorgen, wenn sie aktuell werden). Mir aber geht es um seine Qualität, um Erfüllung, nicht um seine quantitativ beste Ausfüllung.

Der Film „Schmetterling und Taucherglocke“ zeigt die wahre Geschichte eines erfolgreichen Franzosen, der jahrelang die High Society mit all ihren Annehmlichkeiten auskostet. Sein „Lebensrausch“ jedoch endet plötzlich: noch keine fünfzig Jahre alt, findet er sich in einem grässlichen Zwischenstadium von Tod und Leben wieder, ist eingesperrt in seinem nicht mehr funktionierenden Körper, aber vollends bei Bewusstsein. Nur seine Augenlider vermag er zu bewegen, und mittels eines Systems, das seine Sekretärin erdenkt, diktiert er ihr durch Blinzeln ein Buch. Wenige Wochen danach stirbt er.

Ihn bremste nicht der Tod selbst, sondern sein Vorbote. Es war ein qualvolles, ein erzwungenes Innehalten, das eine radikale Hinterfragung seines Lebens zur Folge hatte. Er hatte nicht mehr die Möglichkeit, sein Leben zu ändern, sich zu bessern: er konnte nur reflektieren über die unabänderlich vergangene Zeit – und erlebte dadurch die intensivste seines ganzen Lebens.

Wir, und vor allem mein kreierter Parademanager, sollten uns diese nahe gehende, wahre Geschichte zu Herzen nehmen. Noch haben wir die Chance, etwas zu ändern.

Andererseits ist das Einbinden des Todes in unser Denken ein wichtiger kultureller Faktor. Der Neandertaler z. B. wurde zu Anfang, als man Knochenreste von ihm fand, stark diffamiert: zwar hatte er, wie man feststellen konnte, ein größeres Gehirnvolumen, aber trotzdem haftete ihm sogleich in der allgemeinen Bevölkerung der Ruf eines wahren

„Menschenaffen“ an, behaart, monströs. Als man aber entdeckte, dass er seine Toten liebevoll bestattet, ihnen z. B. Blumen mit ins Grab gelegt hat, konnte man ihm eine gewisse Religiosität zuschreiben: offensichtlich glaubte er an ein Leben nach dem Tod und versuchte dem Verstorbenen das Eintreten in jenes durch Grabbeigaben, das heißt: durch eine kultische Handlung, zu erleichtern. Damit bewies der Neandertaler eine Art der Intelligenz, die den Menschen (neben zahlreichen anderen Kriterien) deutlich vom Tier abhebt: er ist sich der Endlichkeit seines Lebens bewusst.

Die alten Ägypter sind nur ein weiteres Beispiel für eine Auseinandersetzung mit dem Tod – ihre Vorstellungen vom Übertreten ins Jenseits waren sehr komplex, die Lebensführung nicht irrelevant: das Herz, Träger aller Schuld und Vergehen, wird an der Pforte zum Totenreich gegen eine Feder aufgewogen. Da man davon ausging, dass einem verstorbenen Pharaon (neben seinem gut konservierten bzw. mumifizierten Körper) auch seine Dienerschaft oder ein Teil seines Reichtums dienlich sein werde, gab man ihm jene Dinge „mit auf den Weg“, indem man sie mit ihm beisetzte. – Dieses Gedankengut ist jedoch nur ein Aspekt der Kultur der Ägypter, die nicht nur zu ihrer Zeit durch Fortschritt und Wissen bestechen konnte. Ihre Betrachtung des Todes beeinflusste maßgeblich auch ihr Leben: es war nicht völlig gleich, was man anstellte. Alles rächte sich spätestens an der Schwelle zum Jenseits. Hier sei auch das Christentum angeführt, mit seiner Teilung in Himmel und Hölle, die dem christlichen Menschen mitunter einen Grund gibt, bereits auf Erden redlich zu handeln, so wie jene Religionen, deren Bild von Leben und Sterben zyklisch ist, und die z. B. durch das Sammeln von gutem Karma im nächsten Leben eine höhere Stufe erlangen wollen, um eines Tages einen „erlösenden Zustand“ zu erreichen, das heißt: aus dem Zyklus auszubrechen.

Den Tod kann man jedoch nicht nur als irgendwann zwingendes Ereignis im Leben jedes Menschen ansehen. Eine Betrachtung könnte auch die direkte Konfrontation mit ihm bedeuten, sowohl mit dem Tod eines Mitmenschen als auch mit dem eigenen. Ich denke hierbei z. B. an einen erwachsenen Menschen, bei dem soeben Krebs diagnostiziert wurde.

Das muss nicht in jedem Fall ein Todesurteil sein – und doch wird sich dieser Mensch mit einem Mal dem Tod bedeutend näher fühlen. Er wird *real* für ihn, erstmals. Von Kindesbeinen an weiß er: wir müssen alle einmal sterben. Aber irgendwann wird man taub für diese Erkenntnis: man hat sie zwar, doch man spürt sie nicht. Anders kann, wie bereits erwähnt, unser Leben auch nicht vonstatten gehen, zu hinderlich wäre die tägliche, über Jahre hinweg wahrscheinlich unbegründete Todesangst.

Jetzt ist sie jedoch begründet. Chemotherapie, heißt es. Gut. Der Mensch hört die Worte des Arztes aufmerksamer, als er je etwas gehört hat, und ist gleichzeitig in Gedanken weit fort. Ich werde sterben, denkt er. Jetzt ist es aus. Nur noch eine Frage von Monaten oder einer absehbaren Anzahl von Jahren. Oder der Arzt gibt ihm gar nur noch fünf Wochen, so weit wie der bösartige Krebs schon fortgeschritten ist. Er spricht von Metastasen, da, dort. Überall.

Der Lebensgefährte oder die Lebensgefährtin dieses Krebskranken holt ihn ab. Was soll er jetzt sagen? Was erzählt er den Kindern, seinen eigenen Eltern? Wie falsch ist es doch eigentlich, ihnen sagen zu müssen, dass ihr Kind vor ihnen gehen wird. Am Abend jenes verhängnisvollen Tages jedenfalls tut dieser Krebskranke, was man aus manchem Film kennt: er setzt sich in einer ruhigen Minute (weinen kann er ohnehin nicht, so tief sitzt der Schock) an seinen Schreibtisch und versucht sich an einer Liste. Was muss ich alles noch tun, was wollte ich immer schon machen?

Er wollte einmal nach Japan. Und nach Schweden. Ein paar Brocken Schwedisch hat er sich dafür vor Jahren schon beigebracht. Eigentlich wollte er auch noch Fallschirmspringen – Tandem, mit einem Freund. Aber der ist das ganze Jahr aus beruflichen Gründen in den Niederlanden. Das wird sich in fünf Wochen nicht arrangieren lassen. Er will einigen Menschen noch sagen, wie sehr er sie liebt. Aber ob das gut ist? Er will sie nicht zusätzlich quälen. Am besten, er sagt gar nichts, und stirbt leise und für sich.

Aber Fallschirmspringen, denkt er melancholisch träumend – das hätte ich wirklich einmal machen sollen.

Warum hat er es nicht getan, frage ich an dieser Stelle. Warum ist er nicht mit diesem Freund Fallschirm gesprungen, als dieser noch da war. Er kennt ihn schon aus der Sandkiste. Vierzig Jahre war er da! Zehn davon hätten sie es einmal tun können.

Im Angesicht des Todes sieht man all die versäumten Gelegenheiten.

Ihm fällt eine Jugendliebe ein. Gut, er ist glücklich verheiratet. Aber die Erinnerung ist noch frisch, den vielen vergangenen Jahren zum Trotz. Die Farben sind lebendig. Ich hätte etwas sagen, denkt er, diesem Menschen meine Liebe gestehen sollen. Was hatte er, rückblickend, mit siebzehn auch zu verlieren? *There is no sex life in grave* – dieses Gedicht eines englischen Schriftstellers sei an dieser Stelle erwähnt: er fordert in diesem die Menschen auf, sich hinzugeben – einem Mädchen oder einem Jungen, völlig gleich. Liebt, so lange ihr könnt.

Dieses Gedicht wird in Viscontis Film „Gewalt & Leidenschaft“ von einem jungen Mädchen zitiert. Es war Viscontis vorletzter Film – in einem Rollstuhl sitzend, seinem Assistenten zuflüsternd hat er Regie geführt, mit einem Stock auf den Boden geklopft und Zeichen gegeben. Der Tod war kein abstraktes Thema mehr für ihn, knapp siebzig Jahre alt und schwer gezeichnet. So nahm er sicherlich auch sich selbst als Vorbild für den Professor im Film, dessen geordnetes Leben inmitten seiner Reichtümer und Kunstleidenschaft von vier jungen Menschen durcheinander gebracht wird. Der Professor verändert sich nach außen hin kaum im Laufe des Films: kleine Gesten der Fürsorge, einzelne nette Worte, so wie sein immer schwächer werdender Widerstand deuten auf eine Veränderung in dem alten Mann hin. Schlussendlich liegt er, nach dem Selbstmord eines der vier jungen Menschen, in seinem Bett – man sieht die Zeichnung einer Nadel auf Papier: seinen Herzschlag. Die gleiche Sequenz, wie zu Beginn des Films.

Der Professor schluchzt.

Er lebt, rein körperlich. Sein Herz schlägt regelmäßig. Er hört den Tod jedoch nahen und weiß, es geht zu Ende: er weiß es mit all seinen Sinnen und er denkt an den jungen Mann, der sich in der Wohnung über ihm das Leben genommen hat, an dem ihm viel gelegen zu sein scheint. Diese Szene bringt sein Leben auf den Punkt. Es ist gezeichnet von Reue, von versäumten Gelegenheiten, von zu wenig Lieben und Lieben-Lassen.

Meine „Betrachtung des Todes“ bestätigt Glucksmanns Aussage vollkommen: sie verändert das Leben. Für die Wertschätzung des Hier und Jetzt ist es entscheidend, sich über das Ende im Klaren zu sein.

Am Ende meines Essays bleibt mir daher nur, mit jenen Worten zu schließen, die ein asiatischer Künstler in zahlreichen Ländern der Welt Menschen vor laufender Kamera sagen ließ, um in ihren Gesichtern die Bedeutung dieser weitgehend verdrängten Gewissheit zu lesen:

„Ich werde sterben.“